

Der Lindenhof u. die Frauen
von Zürich



v. Ldw. Meyer & Knonau



Der

Zürcherischen Jugend

von der Stadtbibliothek.

1 8 2 4.

Wäre die Lage Zürichs nicht so ganz vorzüglich von der Natur begünstigt, daß beynah jeder einzelne Fußsteig durch angenehm abwechselnde Umgebungen führt oder schöne Fernsichten darbietet, und schlossen sich nicht an diesen natürlichen Vorzug noch viele Spaziergänge an, bey welchen die Kunst auf mannigfaltige Weise die Natur verschönert, so würde der hohe Hügel in der Mitte der Stadt, welcher von Ferne schon das Auge des Ankömmlings auf sich zieht, nicht so wenig besucht bleiben. Jetzt trifft man auf demselben, neben einzelnen Nachbarn, nur während kurzer Viertelstunden eine kleine Zahl älterer Männer an, welche in traulichem Gespräche sich die Erinnerungen früherer Zeiten mittheilen, und vergleichende Blicke auf die Gegenwart werfen, etwa vorübergehend eine Schar munterer Jungen, oder Wärterinnen unmündiger Kinder, welche hier weniger als anderswo in den kleinen Versuchen gestört werden, in denen sie die jugendlichen Geschöpfe ihre sich entwickelnden Kräfte üben lassen. In manchen andern Städten würde man sich viel darauf zu gute thun, einen solchen Ort zu besitzen, und in jeder schönen Tages- und Jahreszeit würden die im Freyen sich gefallenden Scharen hier in Menge bey einander vorüber wallen und wohl gar sich drängen. Aber es hat auch seine gute Seite, wenn die Menschen in Befriedigung ihrer Zwecke nicht in allzu nahe Schranken eingengt werden, und jeder, ungestört von dem andern, die seinigen erreichen kann. So wollen wir unsern Lindenhof nicht beklagen, wenn er schon oft einsam, oft gar nicht besucht ist; findet doch gerade dadurch der genesende Kranke,

derjenige, der mitten in einer zahlreichen Umgebung aubruhen oder stillen Betrachtungen sich überlassen will, hier das, was er sucht, und ohne jene besondere Verbindung der örtlichen Verhältnisse nicht finden würde.

Versezt man sich auf dieser merkwürdigen Stelle in jenes dunkle Alterthum zurück, in welches keine Geschichte hinauf reicht, so bieten sich nicht weniger mannigfaltige Betrachtungen an. Nie sollen indeß solche Vermuthungen dasjenige zur Gewißheit stempeln, was nicht durch unwiderlegliche Thatsachen begründet wird. Denn eben so wie zahlreiche Gegenstände von dieser Art das menschliche Nachdenken üben und dem Geiste weite Bahnen zu Forschungen, Vergleichen und Wahrscheinlichkeiten öffnen, die aller Aufmerksamkeit werth sind, so können diese hingegen lächerlich werden, wenn Unmaßung sogleich die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit erheben will und auf einen noch lockern Grund das große Gebäude eines geschlossenen Lehrsystemes aufzuführen sich vermißt.

Als Frage, als Vermuthung darf man wohl dem Gedanken Raum geben: Nagte vielleicht nicht vor mehreren tausend Jahren hier eine Insel über eine weite Seefläche hervor? Denken wir uns die sowohl bey Baden selbst, als einige Stunden tiefer gewaltsam durchbrochene Kette des Jura noch ganz geschlossen, so werden der untere Buchberg, welcher die Mark vom obern Zürichsee trennt, der Hof zu Rapperswil, die Au, der Lindenhof, vielleicht der Gipfel des Hügelz hinter der Neustadt, und noch mehrere andere erhöhte Punkte Inseln über dem Spiegel eines großen Sees, und vielleicht traten auch sie nur langsam, eine nach der andern aus den sinkenden Gewässern heraus. Wo jetzt selbst der scharfste Blick weit umher keine ungebauete Gegend erreicht, war vielleicht lange nach jener Periode, über welche hier Vermuthungen gewagt wurden, noch bloße Wildniß, die kein menschlicher Fuß betrat. Der Auerochse, der Bär, der Wolf übten hier das Recht des Stärkern über die zahlreichen Scharen des schwächern Gewildes aus.

Nachdem einmahl die menschliche Bevölkerung sich fest in unsern Weltgegenden angesiedelt hatte, und auch diese Thalgründe zugänglich geworden waren, mochte es nicht zu lange dauern, bis der bedeutende See und der immer klar aus demselben hervorgehende Fluß, obgleich sein reißender Lauf den schwachen Anfängen der noch unvollkommenen Schifferkunst allzu große Gefahren entgegen dämmte, bald zu bleibenden Wohnsitzen an die freundlichen Stellen ihrer Ufer hinlockten. In dem Zeitraume der Helvetier, der ersten Landeseinwohner, welche wir kennen, mag bey der geringen Entfernung des Rheines, der sie von

ihren nicht weniger kriegerischen und nach Beute begierigen Nachbarn, den Germanen, trennte, diese Gegend nicht immer sicher gewesen seyn, weil das eine Volk oft in die Marken des andern streifte, und eben so wenig vom Osten her, weil die Grenzen der nicht minder kräftigen und unruhigen Rhätier sich bis an die Ufer des Sees und vielleicht längs denselben hinunter ausdehnten. Hier zogen wahrscheinlich jene Rhätischen Hülfsvölker vorüber, welche den unglücklichen Helvetiern in den Rücken fielen, als diese sich dem, ohne eigene Vorzüge, durch bloße Soldatengunst zum Kaiserthronen berufenen Vitellius und dessen ungezügelm Heerführer, Cäcina, entgegen zu stellen gewagt hatten, und so damals schon ein Beispiel von der oft wiederholten Erfahrung gaben, wie benachbarte Völkerschaften, welche die nämlichen Interessen haben, durch kleinliche Eifersucht, Verblendung und andere Leidenschaften nur zu bald sich gebrauchen lassen, um sich gegenseitig aufzureiben und fremde Zwecke zu befördern.

Nachdem das Helvetische Land den Römern unterwürfig geworden war, errichteten dieselben an dieser Stelle, welche kriegerische und Verwaltungszwecke zu vereinigen geschickt war, eine Ansiedelung. Eine unzweifelhafte Thatsache, nämlich der 1747 auf dem Lindenhofe hervor gegrabene, auf unserer Stadtbibliothek befindliche Denkstein, den der gelehrte Hagenbuch entzifferte, auch Fäsi, Werdmüller u. A. m. beschrieben haben, gibt uns von einer Römischen Pflanzstadt sichere Kunde, und wahrscheinlich mochten die neuen Beherrscher, die klug und umsichtig aller Orten, wo sie sich anbauten, die haltbarsten Punkte auswählten, hier bald eine Befestigung angelegt haben.

So höchst wahrscheinlich diese Vermuthung ist, eben so lächerlich werden hingegen die gewagten Behauptungen älterer Chronikenschreiber, welche entweder in einer Zeit, wo keine Geschichte von der Stadt Urles oder von Arelatensischen Königen etwas weiß, einen solchen, Namens Thuricus, auf dem Lindenhofe ein Schloß bauen, oder hinwiederum, noch spitzfindiger, in einem Zeitalter, wo die Römische Sprache noch keineswegs über die Alpen gedrunken seyn konnte, aus der vorgeblich von der Limmat getrennten Herrschaft zweyer Könige und den Worten duo reges oder duo regna den Namen Turegum, der in mittlern Zeiten üblich und vermuthlich nur der weit ältern einheimischen Benennung nachgebildet war, hervor gehen lassen. Mag nun die Römische Festung während der langwierigen Kriege mit den Alemannen, oder bey den Einfällen der Hunnen, oder in andern Zeiten verheerender Feindseligkeiten zu Grunde gegangen seyn, so erhob sich, wo nicht schon unter der Fränkischen, doch unzweifelhaft unter der Herrschaft

der Deutschen Kaiser wieder auf diesem Hügel eine Burg, die dem Grafen oder dem kaiserlichen Statthalter, und nachher dem Reichsvogte in der aufblühenden Stadt zum Wohnsitze diente. Auf dem freyen Hofraume verwaltete der kaiserliche Beamte, mit zugegebenen freyen Beysitzern, das Recht in den Angelegenheiten seines Gerichtszwanges, und am Fuße seiner Burg sah er die ausgebehnte Rennbahn geöffnet, wo naher und ferner Adel in ritterlichen Spielen sich übte und die Augen der zahlreich auf dem Abhange des Hügelß versammelten Menge auf sich zog.

Es ist nicht genau bekannt, bey welchem Ereignisse das Schloß auf dem Hofe in Verfall gerieth und allmählig verlassen wurde. Aber unsere alten Geschichtschreiber erzählen uns, daß, als 1313 eine große Feuerßbrunst durch den Rennweg hinein bis an die untere Brücke die damahlß größten Theilß aus Holz gebauten Wohnungen verzehrte, die Steine des Schloßes gebraucht wurden, um wenigstens die Erdgeschosse der neu zu erbauenden Wohnungen gemauert aufzuführen (*).

Jenes Schloß und eine ebenfalls auf dem Hofe gestandene Capelle machten indeß nur einen Theil der Merkwürdigkeiten des damahlß von allen übrigen Seiten noch weit freyern Hügelß aus. Er war der Schauplatz mannigfaltiger Feyerlichkeiten. Auf ihm versammelte sich die Gemeine zu ihren Verhandlungen, zu kirchlichen und bürgerlichen Festlichkeiten.

Doch aus allen Begebenheiten, welche diesen Hügel in der Geschichte merkwürdig machten, ist keine, auf welcher die Gedanken des Vaterlandsfreundes freudiger verweilen, als auf der besonnenen Kriegßlist, durch welche bey der Belagerung des Kaisers Albrecht von Oesterreich die Frauen und Töchter den stolzen Feind schrecken und die Stadt vor einer Eroberung retten halfen. Nie darf man es zwar Geschichtschreibern verdenken, wenn sie auffallende Erzählungen aus entfernten Zeiten vorsichtig prüfen; aber wenn schon berühmte und verdienstvolle Schriftsteller auch diese Sage bezweifeln wollen, so ist sie dennoch durch so manche Hand ausgezeichnet, und selbst durch den gleichzeitigen Chronikenschreiber Johann von Winterthur so umständlich dargestellt, daß es kaum möglich ist, die Thatsache und ihre wesentlichen Umstände zu läugnen, sollten auch über das Einzelne kleine Abweichungen in den Erzählungen vorhanden

(*) Aus diesem Zeitalter rühret das Gebot her, die Ofen nicht mehr mit hölzernen Thürchen zu versehen.

seyn. — Die Züricher und der Bischof von Constanz hatten sich mit einander zu einem Angriffe auf Winterthur einverstanden, weil sie von der Oesterreichischen Besatzung daselbst viele Feindseligkeiten erfuhren. Die vorrückenden Züricher, welche der Graf von Toggenburg anführte, schlugen bey Töß die ihnen unter dem Befehle des Schultheiß Hoplers entgegeneilenden Gegner mit Verlust in die Stadt zurück. Sie lagerten sich auf dem Felde, an der Nordseite derselben. Aber sie begingen den Fehler, den kein Heereshäufen, auch wenn er noch so sehr vom Glücke begünstigt ist, sich je zu Schulden kommen lassen sollte; sie vergaßen, auf ihrer Huth zu seyn und verachteten die geschlagenen Feinde. Nun ließ der Oesterreichische Befehlshaber im Thurgau, Graf Hugo von Werdenberg, durch einen verstellten Boten einen vorgeblichen Brief des Bischofs an die Züricher abgehen, auf den er ein Siegel desselben, welches er von einem früher erhaltenen Briefe abgelöst hatte, drückte. In diesem Briefe wurde ihnen die nahe Ankunft der bischöflichen Hülfsvölker verkündigt. Froh erwarteten sie dieselben; und als sie von Oberwinterthur her das bischöfliche Banner wehen, und die Schar der vermeinten Freunde sich ihnen nähern sahen, traten sie ungeordnet und beynahe ungerüstet denselben entgegen. Aber plötzlich wurden sie aus der Stadt und von den vermeinten Hülfsvölkern auf zwey Seiten angegriffen. Sie litten eine schwere Niederlage. Kaum rettete sich der Graf von Toggenburg, und groß war der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Dieß geschah am 13. April 1292, und die Feinde erbauten zum Angedenken des Sieges die jetzt noch stehende Capelle oder Kirche zu St. Georgen.

Tschudi führt den Friedensschluß zwischen Oesterreich und den Zürichern vom Ende Augusts desselben Jahres an, der keine gänzliche Entkräftung der letztern voraussetzen scheint. Der über dieses ganze Ereigniß höchst lesenswerthe Chronikenschreiber von Winterthur hingegen erzählt, die gefangenen Züricher seyen bis auf die Zeiten der nachfolgenden Belagerung ihrer Stadt zu Winterthur und in den dortigen Umgebungen zurück behalten worden. Er gibt die Zeit derselben nicht an; Andere setzen sie in das Jahr 1298, Tschudi in den April 1299, nachdem Albrecht seinen Gegner, den Kaiser Adolf von Nassau, im vorhergehenden Jahre überwunden und nach dessen Tode die Kaiserkrone erhalten hatte. Genug; das kaiserliche Heer erschien plötzlich über den Weinbergen der Züricher und besetzte den Berg, von dem so geheißenen Krattenthurm, wo noch zu unsern Zeiten die Hochwache am Geißberg stand, bis an die

Spannweid hinunter. Erbittert, daß die Stadt sich, wie die drey Länder und andere, seinen neuesten Versuchen, in diesen Gegenden die Herrschaft des Hauses Oesterreich allgemein zu verbreiten, standhaft entgegen gestellt hatte, hoffte er nun, dieselbe um so viel leichter zu überwältigen, da der große Verlust von jener Niederlage noch lange nicht ersetzt war. Aber die Geschwächten waren nicht entmuthigt; und fester Sinn auf eine gute Sache gestützt und durchdrungen von dem Gedanken, daß die Lebenden denen, die nach ihnen kommen, für die Erhaltung des Gutes eines freyern Zustandes auf ewig verantwortlich seyen, ersetzte das, was an der Zahl fehlte. Kein Thor ward geschlossen; aber desto sorgfältiger wurden sie bewacht. Von der Höhe konnte das feindliche Heer das Innere der Stadt an manchen Stellen überblicken, und die Belagerten wußten, daß das, was das Auge sieht, mächtig auf die Entschlüsse wirkt.

Wenn es auch an der Zahl der Männer fehlte, so mangelte doch nicht männlicher Sinn und zahlreiche Rüstung. Die Frauen und Mädchen legten Harnische und Panzerhemden um, ergriffen Schilde, bedeckten sich mit Helmen, waffneten sich mit Schwert, Spieß und was die Kriegsvorräthe ihnen anboten. Mit den Männern, welche der Dienst nicht auf die Mauern und an die Thore gerufen hatte, so wie auch mit den heranwachsenden Knaben, welche die Rüstung zu tragen vermochten, vereinigte sich, nach Bullingers Erzählung, die zahlreiche weibliche Schar auf dem Münsterhofe. Wohl geordnet setzte der lange Zug unter dem Schalle der Trommeln und Pfeifen sich in Bewegung, über die obere Brücke, am rechten Ufer der Limmat nach der untern, und über dieselbe auf den Lindenhof. Mit frohem Jauchzen und lautem Feldgeschrey machte die Schar den ganzen Kreis auf der leicht übersehbaren Höhe, und stellte sich dann im Angesicht des Kaisers und seines Heeres auf dem weiten, nach Vitoduran damals schon mit Bäumen besetzten Raume in dichter Schlachtdrängung auf.

Bereits hatten die Züricher bey der Annäherung des feindlichen Heeres Abgeordnete an den Kaiser geschickt, um sich bey demselben zu rechtfertigen. Sie erinnerten ihn an ihre Anhänglichkeit gegen seinen Vater, den Kaiser Rudolf von Habsburg, die Treue und die Dienste, welche sie demselben bewiesen hätten, an das genaue Einverständniß, welches schon lange, ehe er den Kaiserthron bestieg, zwischen ihm als Grafen von Habsburg und Kyburg und ihnen, den Zürichern, bestanden habe. Sie erboten sich darzuthun, daß ihre Feinde sie ungerecht bey dem Kaiser angeklagt und ihnen Dinge angedichtet hätten,

deren sie nicht schuldig seyen. Sie bathen um Untersuchung und Recht, mit der Versicherung, daß sie dem Kaiser als getreue Reichsangehörige alle Verpflichtungen zu leisten bereit seyen. In Albrechts stolzem, Groll und Rache nähernden Gemüthe hatte die durch Zürichs Gegner erregte Abneigung allzu tiefe Wurzeln gefaßt. Er sah in ihnen hartnäckige Anhänger seines vormahligen Nebenbuhlers um den Kaiserthron, und Feinde des neuen, weit umher aufblühenden Hauses Oesterreich, und die Stadt paßte zu sehr in seinen tief liegenden Vergrößerungsplan, der diese obern Reichsländer von der Kaiserkrone trennen und mit den eigenthümlichen Besitzungen in eine große Familienherrschaft vereinigen sollte, um nicht auf dem Versuche zu bestehen, durch einen schnellen Machtstreich die vermeinten kleinen Ueberbleibsel der Züricher in ihrem Zustande der Schwäche plötzlich zu überwältigen.

Was Vorstellungen und Gründe nicht vermochten, das bewirkte der entschlossene Muth der Züricher und die eigene Ansicht des betroffenen Kaisers. Die festen Mauern, die tiefen Gräben, die ruhige Haltung der Angegriffenen hatten seiner Erfahrung im Kriege bereits gezeigt, daß nur mit Verlust und zweifelhaftem Erfolge ein Angriff gemacht werden könne. Vielleicht fühlte er sich nicht hinlänglich stark oder genugsam gerüstet; aber am meisten brachte ihn gegen die Anstifter dieses Kriegszuges die nunmehrige Entdeckung auf, daß zahlreiche, wohl bewaffnete Scharen zur Vertheidigung der Stadt bereit seyen, welche ihm von dem Adel und zu Winterthur als entblößt war geschildert worden. Die wiederholten Anträge der Züricher wurden nicht mehr zurückgewiesen. Der Kaiser hob die Belagerung auf, nahm die Huldigung der Stadt als Reichsoberhaupt an, und soll sogar ihren Abgeordneten an sein Hoflager zu Winterthur Beweise seiner Veröhnung und Zufriedenheit ertheilt haben.

Aus dieser anziehenden vaterländischen Scene zieht die immer unterrichtende Geschichtsforschung mehr als Eine nützliche Belehrung.

Ob gerade dieser, so ganz zur gelegenen Zeit gemachten Anstrengung wegen das Vermögen der Züricherischen Frauen, jenes für sie und ihre Kinder vortheilhafte, und, wenn es nicht mißbraucht wird, so schöne Vorrecht erhalten habe, bleibt, bey dem Mangel jeder bestimmten Angabe, schwer zu beweisen.

Merkwürdig und erfreulich ist es, daß eine so ganz am hellen Tage, vor Aller Augen, unternommene Kriegslift, welche zu ihrer Ausführung, wosfern nicht selbst die ganze weibliche Natur damals anders beschaffen war, Stunden zu ihrer Ausführung bedurfte, weder verrathen, noch erspähet, oder während der erneuer-

ten Unterhandlung ausgeschwaht wurde. Fester bewahrten damahls die geöffneten Thore das Allen gemeinschaftliche Geheimniß, als manch Mahl verschlossene Thüren dieß zu thun nicht vermögen.

Was bewirkte diese schnelle Bereitwilligkeit, dieses freundliche Einverständniß, dieses kräftige Zusammennehmen der schönsten Weiblichkeit? Auch in der damahls aristokratischen Reichsstadt mußte ein edler Freyheitsinn bey Allen gleich vorhanden seyn. Keine Patrizierinn hoffte oder erwartete, unter fürstlicher Herrschaft noch höher zu steigen und am herzoglichen Hofe mehr zu glänzen; und keine Bürgerinn freute sich heimlich der bevorstehenden Demüthigung derjenigen, welche bisher sich vornehmer glaubten. Nothwendig mußten die Einen wie die Andern sich vorher oft gesehen, gesprochen, oder doch unter freundlichen Begrüßungen in Berührung gewesen seyn. Welcher langen Unterhandlungen hätte es sonst bedurft, um die große Vereinigung zu Stande zu bringen! Denn es mußte, wie Bürger in den Weibern von Weinsberg, dem Seitenstücke zu dieser Waffenrüstung der Zürcherinnen, launig sagt:

„Und von der Bürgermeisterinn bis zu der Besenbinderinn“

Alle derselbe Geist beseelen.

„Nicht war der Zürcher-Mädchen Haut das Eisenhemd zu hart“, sagt Lavaters Schweizerlied. Jede Mutter hatte bey der Erziehung ihrer Töchter gefühlt, daß kein Stand, keine Glücksgüter vor den schnellen Prüfungen sichern, welche Krieg, Feuer und Wassernoth, oder andere Gefahren und Unglücksfälle oft blitzschnell über jeden Menschen bringen können; daß ohne eine gewisse Abhärtung, ohne einige Uebung im Gebrauche der körperlichen Kräfte, ohne Ausbildung der keinem Menschen entbehrlichen Geistesgegenwart schon manches weibliche Geschöpf Leben, Gesundheit, Glieder, Schönheit oder kostbare Gegenstände des Eigenthums verloren hat, welche bey einiger Anstrengung und Ausdauer leicht wären zu retten gewesen; daß ohne solche Fertigkeiten schon manche Mutter sich außer Stand befand, ihrem Kinde, manche Tochter ihrer Mutter in entscheidenden Augenblicken beyzustehen.

Auch mit Rücksicht auf Verfassung und öffentliche Stimmung darf die Haltung Zürichs nach der Niederlage bey Winterthur und bey Albrechts Belagerung nicht übersehen werden. Man stellt sich bisweilen Zürichs Verfassung und Lage vor der Braunischen Revolution in einem nicht sehr günstigen Lichte vor. Dennoch zeigen uns Geschichte und Gesetzgebung, namentlich der noch vorhandene Richtbrief, daß Thätigkeit und Wohlstand in jenem Zeitpunkte vorhant-

den waren. Wir lesen nicht nur von reichen Gerbern und andern Handwerkern, sondern auch von begüterten Kaufleuten und einer blühenden Handelschaft, welche später sich verloren.

Zimmer erneuerten sich vielfache Gefahren, und eine Anstrengung nach der andern setzte die Beharrlichkeit der Bürger, ihr Zutrauen in die Regierung und die Berechnung, welche diese letztere auf die Ausdauer der Bürger zu machen im Falle war, wieder auf die Probe.

Groß und tief in die Privatverhältnisse der Bewohner eingreifend waren die Anstrengungen, welche in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts für die Erbauung der Stadtmauern und die Anlegung der tiefen Gräben gemacht werden mußten. Unmittelbar an diese schloß sich der Zwist mit der Geistlichkeit an, welche sich dieser Last entziehen und an die allgemeinen städtischen Bedürfnisse entweder überall nichts, oder nur nach Willkür beytragen zu können glaubte. Ihre Drohungen und die kirchlichen Strafen, vor denen damals nicht nur die Schwächern erbeben, sondern denen mancher kräftige Fürst unterliegen mußte, vermochten es nicht, die innere Eintracht zu stören, und die Künste, durch welche ein schlauer Clerus nicht selten das weiche Gemüth der Kinder dem älterlichen Einflusse zu entfremden und das weiblich. Herz gegen die reifere Einsicht des Mannes mißtrauisch zu machen verstand, waren von geringem Erfolge. Ebenso hielt Zürich nachher, ohne Störung seiner innern Ruhe, eine harte Theuerung aus. Glücklich bestand es die Fehde mit dem Freyherrn von Regensberg. Aus dem schrecklichen Brande, welcher 1280 beynähe die ganze größere Stadt verzehrt hatte, stieg es in Kurzem aus eigenen Hülfsmitteln wieder so blühend hervor, daß ihm zu größern Unternehmungen die Kräfte nicht fehlten. — Daß die schwere Niederlage bey Winterthur, eine der gefährlichsten Klippen für kleine Republiken, die Ruhe und das Vertrauen damals nicht störte, und daß diese bey Albrechts Belagerung im schönsten Lichte erschienen, zeigt die oben erzählte Geschichte, und nur vierzehn Jahre später erhob sich ein großer Theil der kleinern Stadt schöner als vorher aus der Asche.

Aber der blühendste, wohlserworbene und von Alters hergebrachte Wohlstand stürzt nur zu bald zusammen, wenn keine kluge Umsicht ihn länger empor hält, und Unbesonnenheit oder Uebermuth an ihre Stelle tritt. So sahen viele, welche das Schauspiel der selbst einem siegreichen Kaiser Achtung gebietenden, entschlossenen Eintracht jedes Alters, Standes und Geschlechtes auf dem alten Hofraume noch erfahren und an der allgemeinen Vertheidigung Theil genommen

hatten, acht und dreyßig Jahre später ein Staatsgebäude, dessen Ursprung über die Zeiten einer zuverlässigen Geschichte hinauf reicht, mehr durch Uebermuth, Anmaßungen und Mißhelligkeiten, als durch erwiesene grobe Verschuldungen der Vorsteher zum Theil auf eben diesem Platze zusammen stürzen.

